

**Gutachten zur Dissertation von**  
**Alena Mrázková**  
***Autobiographische Fragmente in der modernen***  
***deutschen Literatur: Selbstinszenierungen des Ich in den***  
***Grenzfällen des Autobiographischen***

06.05.2009

Die Autobiographie ist eine schwierig zu bestimmende (Erzähl-)Gattung. Georg Misch hat einmal zu Protokoll gegeben, ihre beste Bestimmung sei immer noch der Begriff selbst in seiner Dreiheit von *auto*, *bios* und *graphie* – deutsch etwa als „Selbst-Lebens-Schreibung“ zu übersetzen. Philipp Lejeune hat die Besonderheiten der Gattung vor allem durch den so genannten „autobiographischen Pakt“ zu bestimmen versucht; danach schließt der Autor mit dem Leser einen Pakt (den dieser als Rezeptionsmaxime nimmt): Autor, Erzähler und Protagonist sind ein und derselbe, was die Autobiographie unter anderem dem Postulat der Wahrheit aussetzt.

Hier aber beginnt sowohl das Interessante an jenen „autobiographischen Fragmenten“, denen die Dissertation von Alena Mrázková gilt – wie auch ein spezifisches Problem, das schon im Titel aufscheint: Was sind „Grenzfälle des Autobiographischen“? Das Problem zeigt sich deutlicher, wenn die Vf.in unter dem Zwischentitel „Offenheit und Geschlossenheit in der Autobiographie“ (S. 15ff.) Michaela Holdenried zitiert: „Die Autobiographie ist – im Gegensatz zu rein fiktionalen Gattungen – durch ihre strukturelle Offenheit zum Ende gekennzeichnet: Seinen eigenen Tod hat noch kein Autobiograph geschildert“ (S. 15). Dem setzt die Vf.in entgegen: „Aufgrund der [...] von mir analysierten Texte[[,] können wir[] jene Äußerung von Michaela Holdenried als falsch bezeichnen [...]. Die Beschreibung des eigenen Todes ist in den experimentellen Autobiographien um die Jahrhundertwende und in den nachfolgenden

Jahrzehnten gar nicht so außergewöhnlich. Man begegnet ihr bei Klabund und in einer ausgearbeiteten Weise bei Hesse“ (S. 16). Der Autobiographie kommt zwar durchaus eine große Variationsbreite zu – bis etwa zu dem bei Goethe nachweislichen Punkt, dass ein Abweichen von den Fakten (in der Darstellung der Geburt) dazu dienen soll, das „eigentlich Grundwahre“ (Goethe an König Ludwig I. von Bayern) zur Darstellung zu bringen. Diese und andere Grenzen lassen sich im Autobiographischen durchaus überschreiten; demgegenüber muss die Undarstellbarkeit des eigenen Todes als hartes Kriterium des Autobiographischen angesehen werden. Stellt jemand seinen eigenen Tod in einem literarischen Text dar, dann muss der Autor zwangsläufig noch leben, so dass es zu einer Trennung zumindest zwischen Autor/Erzähler und Protagonist kommt. Somit erweist es sich als eine Crux dieser Arbeit, dass sie so entschieden und fortgesetzt die behandelten Texte „Autobiographien“ (oder eben: „autobiographische Fragmente“) nennt. Womit man es zu tun hat, sind offensichtlich Texte im Gestus des autobiographischen Genres, die sich dennoch an entscheidende Spielregeln nicht halten. Hier hätten sich die Besonderheiten der untersuchten Texte im Allgemeinen theoretisch durchaus besser beschreiben lassen. Entsprechendes gilt für den gelegentlich leichtfertigen Umgang mit dem Terminus der „Fiktionalität“. Die Autobiographie ist ja gerade dadurch ausgezeichnet, dass sie jeglichen fiktionalen Anteil am Erzählen vom eigenen Leben dementiert. Enthalten Texte, die sich als Autobiographien geben, dennoch ausgestellte fiktionale Elemente, kann man sie nicht mehr so einfach dem Autobiographischen zurechnen, sondern muss kleinteiliger beschreiben, was genau sie unternehmen und warum sie das Gesetz, unter dem sie (vermeintlich) angetreten sind, so offensichtlich unterlaufen. Dies beschreibt die Dissertation von Frau Mrazkova im Detail zwar meist recht angemessen; die generelle Diagnose von den behandelten Autobiographien/autobiographischen Fragmenten bleibt aber hinter dieser Angemessenheit im Einzelnen zurück.

Doch der Reihe nach. Den Einstieg in ihr Thema sucht die Vf.in in der Einleitung (S. 3ff.) erst einmal nicht vom Genre der Autobiographie her, sondern von der Diagnose einer Fragmentarität des modernen Subjekts. Man liest:

„Die Behauptung, die Subjektivität in der Moderne sei fragmentarisch, ist in den Geisteswissenschaften allgemein verbreitet. Die Fragmentarität des Subjekts wird meist in den klassischen, fiktionalen Gattungen – in den Romanen und Erzählungen der Zeit – erforscht. Manche Literaturwissenschaftler

gehen der Frage nach, wie diese fragmentarische Subjektivität in den Autobiographien der Moderne und der Postmoderne ihren Ausdruck findet [...] oder ob vielleicht die Fragmentarität des Subjekts die Gattung ‚Autobiographie‘ unrealisierbar macht.

Ich habe für meine Erörterungen jedoch eine andere Frage formuliert, nämlich: wie hängt die genannte Fragmentarität des Subjekts mit der Fragmentarität der Texte selbst zusammen, oder noch genauer, ob es eine spezifische Art von Fragmentarität der Texte gibt, die mit der Fragmentarität des Subjekts zusammenhängen würde. Anschließend konnte ich fragen, wie die Fragmentarität des Subjekts gerade in den literarischen und – im Spezialfall der von mir gewählten Texte – in den autobiographischen Fragmenten ihren Ausdruck findet“ (S. 3)

Auch hier begegnet eine gewisse theoretische Unschärfe, wenn zunächst von der „Fragmentarität der Texte“ (man fragt sich, welche hier genau gemeint sind) die Rede ist und dann erst über die „literarischen“ (gemeint sind wohl nur epische Texte) wieder zu den „autobiographischen Fragmenten“ zurückgeblendet wird. Gleichviel, die Diagnose ist deutlich: Für die Moderne wird ein fragmentarischer Status des Subjekts behauptet, das ein klassisches autobiographisches Erzählen unmöglich machen soll. Darauf reagieren dann die von der Vf.in „autobiographische Fragmente“ genannten Texte, indem sie die Fragmentarität sozusagen von der thematischen auf die strukturelle Ebene heben.

In einer „erste[n] Annäherung“ (S. 4ff.) an dieses Genre werden dann die entscheidenden Stichworte genannt, die die weitere Untersuchung organisieren werden: „Frühromantik“, „Offenheit und Geschlossenheit“, „Grenzsein“ (S. 4), „Grenzüberschreitungen“, „Intertextualität“, „Intermedialität“, „Kommunikation“, „die Selbstinszenierung, die Liminalität, die Performanz und Performativität“, schließlich die „Selbstreferentialität der Texte“ (S. 5).

Es folgt eine „Vorbemerkung“ (S. 6ff.) zur Moderne, an die sich Ausführungen zur „Autobiographieforschung“ (S. 9) anschließen. Diese Überblicke sind sehr gut informiert, wenngleich es manchmal durchaus näher liegende Ansätze in der Forschung als die gewählten gegeben hätte.

Nach diesen überblickshaften Einführungen geht die Vf.in ins Detail, indem sie sich dem „Subjekt-Problem der Moderne in den autobiographischen Fragmenten“ (S. 19ff.) zuwendet. Das oben schon erwähnte Problem begegnet auch hier wieder, wenn in einem Unterkapitel von einem „[f]iktionale[n] Ich in der Autobiographie“ die Rede ist. Das autobiographische Genre ist nun einmal als faktuale Rede organisiert. Wenn dann dennoch Passagen begegnen, die vom Wahrheitspostulat nicht gedeckt sind (vgl. die oben erwähnte Geburtsszene Goethes), ist die grundsätzliche Frage, wie man diese Passagen angemessen beschreibt. Sie dem Bereich der Fiktion zu subsumieren, geht von der

Voraussetzung aus, dass sich ein faktuales einem fiktionalen Erzählen trennscharf gegenüberstellen lässt. Nur so erscheint die Schlussfolgerung „nicht faktual = fiktional“ nachvollziehbar. Nun zeigt aber auch das faktuale Erzählen jeder Autobiographie, dass Berichte (aus dem eigenen Leben) in irgendeiner Weise organisiert werden müssen. Noch allgemeiner hat Wolfgang Iser in seinem wichtigen Aufsatz über die „Akte des Fingierens“ in Anlehnung an Nelson Goodman formuliert: „Tilgen, Ergänzen und Gewichten [...] sind basale Operationen der Weltherstellung“ – und weiterhin darauf hingewiesen, dass ein Akt des Fingierens ja auch in der Selektion von Phänomenen der Wirklichkeit besteht, die dann zu einer nur möglichen Welt neu kombiniert würden. Die Differenz zwischen alltäglicher (und sogar wissenschaftlicher) Rede auf der einen, epischen Fiktionen auf der anderen Seite sei aber die „Entblößung“ des fiktionalen Status. Dies lässt sich aber eben auf die von der Vf.in untersuchten Texte zurück beziehen. Wenn die Texte ihre eigene Fiktionalität ‚entblößen‘, lassen sie sich nicht mehr so einfach unter das faktuale Genre des Autobiographischen rechnen. Im Grunde argumentiert Frau Mrázková auch auf eben dieser Ebene weiter, wenn die sich anschließenden Bemerkungen der „Selbstinszenierung“ (S. 23ff.) des Subjekts und zwar noch vor allen ‚Vertextungen‘ gelten.

Der nächste größere Abschnitt bindet die verschiedenen Perspektiven dann auch entsprechend zusammen: „Autobiographie als Spiel, als Rollenspiel, als Maskerade“ (S. 38ff.) Die Überschrift variiert deutlich den Titel eines grundlegenden Aufsatzes von Paul de Man „Autobiography as Defacement“ (deutsch: „Autobiographie als Maskenspiel“); schon die fragwürdige Übersetzung von de Mans Titel ins Deutsche zeigt aber den heiklen Status seiner Ausführungen. Zuletzt endet bei de Man auch in diesem Aufsatz alles wieder beim „reinen Lesen“ („mere reading“), so dass man sich fragt, warum die Vf.in diesen Aufsatz überhaupt so prominent aufruft, wenn sie ihm im Theoriedesign ihrer (zuletzt gut und gründlich hermeneutischen) Arbeit so gut wie gar nicht folgt.

Die folgenden Unterkapitel ‚umspielen‘ dann weiter die aufgerufenen Spannungen und Paradoxien, wie die Zwischentitel „Leben im Schreiben“ (S. 53ff.), „Tod des Autors“ (S. 56ff.) und „Der autobiographische Pakt“ (S. 65ff.) zeigen. In diesem immer neuen Umkreisen der einmal aufgerufenen Punkte findet die Arbeit dann auch zu ihrer methodologischen Stärke, denn in den stets neuen Perspektivierungen finden sich dann

auch Beschreibungen, die auf die von mir benannten Schwächen reagieren und durchaus zu Diagnosen finden, die dem vorstehend Angemahnten entsprechen. An diese Stelle können jedoch nur die Kapitelüberschriften aufgelistet werden, die allerdings die konstatierte multiperspektivische Qualität der vorgelegten Dissertation belegen: „Das Fragmentarische der Autobiographie“ (S. 70ff.) mit den Unterkapiteln „Grenze und Grenzüberschreitung“ (S. 71ff.), „Fragment – eine Erfindung der Frühromantik“ (S. 75ff.), „Fragment und Kommunikation“ (S. 79ff.), „Mediale Verortung der Fragmente – Text und sein Medium“ (S. 85ff.). Die in den Titeln aufgerufenen Sachverhalte zeigen einzeln wie in ihrer Zusammenstellung die Tiefenschärfe dieser Arbeit, die sich auch darin bestätigt, dass das nachfolgende Kapitel die aufgerufenen Phänomene angemessener Weise noch einmal historisch genauer kontextualisiert: „Fragment und Jahrhundertwende“ (S. 89ff.) mit den Unterkapiteln „Multiple Identitäten – das fragmentarische Ich“ (S. 89ff.), „Wahrnehmung der Welt und das Ich“ (S. 97ff.), „Fragment und Sprachkrise“ (S. 105ff.), „Flüssiges Denken“ (S. 109ff.), „Auseinandersetzung mit der Romantik: Neuromantik [...] oder Modernismus?“ (S. 111ff.).

Der (um)kreisende Gestus der Dissertation zeigt sich im Weiteren dann noch einmal deutlich, wenn das nächste Kapitel im Grunde noch einmal neu ansetzt und unter dem Titel „Autobiographische Fragmente der Moderne“ eine „erste Übersicht“ (S. 115ff.) (und dies immerhin, vorsichtig gerechnet, nach einem guten Drittel der Arbeit) ankündigt. Die Fragehinsichten „Kleine Formen“ (S. 115ff.), „Fragmentarität und Totalität“ (S. 117ff.), „Offen und Geschlossen – Autor und Leser“ (S. 121ff.), „Die Regeln des Genres“ (S. 123ff.), „Das Flüssige des Denken und des Ich“ (S. 127ff.) werden hier aber schon in einem – an dieser Stelle noch eher summarischen – detaillierteren Blick auf die untersuchten Texte verhandelt.

Es gehört zu den unbestreitbaren Qualitäten der Arbeit, dass sie im Folgenden dann nicht einfach nur die ausgewählten Texte interpretierend durchgeht, sondern thematische und strukturelle Schnittmengen aufweist und die Texte in die damit etablierten Horizonte einsortiert. Eine motivische Perspektivierung nimmt dabei das Kapitel „Geburt – Grenze und Grenzgänge. Ein Motiv als Beispiel“ (S. 129ff.) vor, das vor allem der „*Kleinen Selbstbiographie* von Klabund“ (S. 131ff.), „*Vom armen B.B.* von Bertold [sic!] Brecht“

(S. 137ff.) und einem autobiographischen Fragment Adalbert Stifters gilt.

Damit hat die Vf.in das Instrumentarium ausgebreitet, das im Folgenden in der Analyse der gewählten autobiographischen Fragmente zur Anwendung gelangt. Die Detailinterpretation überzeugen dabei durchweg, so dass hier nur noch die ausgewählten Texte aufgelistet werden sollen: „Adalbert Stifter“ (S. 141ff.), „Klabunds *Kleine Selbstbiographie* (1919)“ (S. 146ff.), „Morgensterns *Autobiographische Notiz* (1913)“ (S. 158ff.), „Heinrich Mann: *Autobiographie* (1911), *Autobiographische Skizze* (1904), *Autobiographische Vorbemerkung* (1910)“ (S. 176ff.), „Hermann Hesse: *Kurzgefasster Lebenslauf* (1925)“ (S. 187ff.), „Tucholsky (1918–1931)“ (S. 201ff.), „Döblin: *Doktor Döblin* (1917/1918)“ (S. 209ff.), „Andere Kurzautobiographien Alfred Döblins (1917–1928)“ (S. 219ff.), „Georg Kaiser: *Lebensbericht am Mikrophon* (1930)“ (S. 229ff.), „Jahn: *Kleine Selbstbiographie* (1932)“ (S.251ff.), „Wassermann: *Selbstbetrachtungen zu einem Selbstbildnis* (1932) und *In einer anderen Welt* (1932)“ (S. 259ff.), „Eigentliche Leben, eigentliche Lebensgrenzen“ (darin: „Carl Sternheim: *Privatcourage* (1924) [S. 265ff.] und „Carl Zuckmayer: *Autobiographische Skizze* (1930) [S. 271ff.]), „Karl Valentins *Selbstbiographie* (1935)“ (S. 278ff.). Die Vielfalt der untersuchten Texte spricht für sich; alle unternommenen Analysen sind je für sich nachvollziehbar und gut mit den Interpretationen der anderen Texte vernetzt.

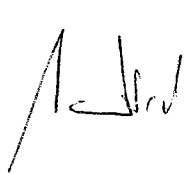
Die abschließende „Zusammenfassung“ (S. 287ff.) eröffnet die Vf.in mit der Aussage:

„Das Experiment, das Spiel, die Parodie, die Kontradiktionen – all das sind Begriffe, die die Welt der Autobiographie in der Moderne charakterisieren. Die Gattung der Autobiographie ist ihrem Wesen nach für die traditionelle Literaturwissenschaft problematisch. Sie bewegt sich an der Grenze von Fiktion und Realität, der Stellung des Autors, der des Erzählers und des autobiographischen Ich (oder Er). Diese Unzulänglichkeiten der autobiographischen Form werden in der Moderne radikalisiert. In der Zeit, die nicht einmal die festen Konturen des etablierten Genres in Ruhe lässt, findet die Literatur ihren Spielplatz auf dem Gebiet der sog. nichtfiktionalen Gattungen, unter denen die Autobiographie eine wichtige Position einnimmt“ (S. 287).

So sehr die einzelnen Lektüren sowie die Gesamtanlage der Arbeit zu überzeugen vermögen – die anfangs in diesem Gutachten inkriminierten theoretischen Unschärfen finden sich auch noch am Schluss. Ich formuliere Sie abschließend nur mehr als Fragen: Gibt es eine nicht „traditionelle“ Literaturwissenschaft, die keine Probleme mit der Autobiographie hat (und welche wäre das)? Wie passt es zusammen, dass zunächst diagnostiziert wird, die Autobiographie bewege sich an der „Grenze von Fiktion und

Realität“, um am Ende zu diagnostizieren, dass die Autobiographie „auf dem Gebiet der sog. nichtfiktionalen Gattungen [...] eine wichtige Position einnimmt“? Welches Verständnis von Fiktionalität wird hier vorausgesetzt? Ließe sich – dies noch als Weiterung – aus dem Publikationskontext nicht ableiten, dass die hauptsächlich fürs Feuilleton geschriebenen Texte keinen klassischen Anspruch auf Fiktionalität mehr genügen (müssen)? (Die Rahmenbedingungen der Veröffentlichungen werden zwar angesprochen, aber nur bedingt auf die Frage der Fiktionalität hin gewendet.) Was sind „Unzulänglichkeiten der autobiographischen Form“? An welchen wovon abgeleiteten Erwartungen misst sich die Diagnose der Unzulänglichkeit der Autobiographie? Wenn so deutlich konstatiert wird, dass „die Literatur“ im untersuchten Zeitraum ihren „Spielplatz“ im Feld des Autobiographischen findet, muss ich dann nicht notwendig voraussetzen, dass sie die Grenzen dieses Genres *als Literatur* ‚zerspielt‘?

Trotz dieser hier noch einmal in Frageform gekleideten Kritikpunkte empfehle ich diese Dissertation nachdrücklich und voller Überzeugung zur Disputation.



(Prof. Dr. Manfred Weinberg)

